Wählt atheistische Politiker

Ein Appell zur Offenlegung der religiösen Gesinnung in der Politik

Beda M. Stadler

Wir haben Wahljahr. Bald flattern wieder Prospekte ins Haus, welche die Politkandidaten möglichst kantenlos beschreiben; etwa in welchen Vereinen sie mittun, ob sie gerne wandern und Musik hören.

Mich würde hingegen interessieren, welcher Politiker sich als «Atheist» bezeichnet. Pardon, da es auch die Göttin geben soll, natürlich auch wer «Atheistin» ist. Warum ist dies wissenswert? Professor Sandro Cattacin, Direktor des Soziologischen Instituts der Universität Genf, fand in einem nationalen Forschungsprojekt heraus, es gibt einen inneren Zusammenhang zwischen Religiosität und Menschenfeindlichkeit: «Nichtreligiöse sind klar weniger rassistisch, weniger sexistisch, weniger homophob, weniger xenophob.» Sind das nicht Prädikate, die bis jetzt keiner Partei zugeordnet werden können?

Ich weiss nicht, wie gross der Prozentsatz der Atheisten in der Schweiz ist, aber um gewählt zu werden, sollten doch auch Ungläubige als Wählerpotenzial interessieren. In Amerika scheint dies nicht der Fall zu sein. Schliesslich behauptet G. W. Bushs Vater, ein Atheist sei kein echter Patriot. Im amerikanischen Parlament hat tatsächlich kein einziger Politiker ein Comingout als Atheist gemacht. Oder sollte es vielleicht sein, dass nur religiöse Menschen sich für Politik interessieren und gewählt werden? Fehlen auch bei uns – gemäss Cattacins Definition – die menschenfreundlichen Politiker?

Bei uns besteht in Sachen Religion kein Zweifel, falls ein Politiker einer religiösen Partei angehört. Da weiss der Wähler, bei diesen Leuten könnte die Stellung der Frau in der Kirche – und somit in der Gesellschaft – ein Gewissenskonflikt darstellen. Auch Homosexualität oder Verhütung werden in solchen Kreisen noch immer kontrovers diskutiert. Im letzten Jahr haben sogar Karikaturen der freien Meinungsäusserung Grenzen gesetzt, weil der Respekt vor den Monotheisten ein höheres Gut sei. Dabei hätten Politiker ohne C oder E in der Parteibezeichnung noch weitere Vorteile, gibt es doch wissenschaftliche Untersuchungen, die belegen, Atheisten sind meist intelligenter. Selbst die Scheidungsrate ist bei Atheisten niedriger als bei religiösen Menschen.

Die Säkularisierung ist bei uns noch nicht abgeschlossen, wenn Gott in der Verfassung vorkommt oder in der Asyldebatte das Kirchenrecht höher als das Staatsrecht hängt. Es wäre also von einigem Interesse, zu erfahren, wer Atheist ist, da bei religiös angehauchten Politikern die Meinung zu Minaretten, Adventskränzen in den Schulen oder zu ganz praktischen Fragen wie den Ladenöffnungszeiten gemacht ist. Religiöse Politiker sind zudem eine Bedrohung, da sie an Wunder glauben. Ein Wunder ist nicht reproduzierbar und somit undenkbar, falls es Naturgesetze gibt. Wunder sind also eine Beleidigung für das logische Denken. Sollen Wundergläubige für uns Entscheide treffen?

Als Wissenschafter interessiert mich, ob ein Politiker Begriffe wie «Schöpfung» und «Evolution» durcheinanderbringt. Atheisten wären wenigstens eine kleine Garantie, dass bei Themen wie der grünen Gentechnologie, Stammzellforschung oder Keimbahntherapie nicht wieder der beleidigende Vorwurf zu hören ist, wir Forscher würden in die Natur eingreifen. So etwas kann nur jemand behaupten, der noch an eine Schöpfung im biblischen Sinn glaubt und in der Schule Biologie geschwänzt hat. Daran zu glauben, ist das eine, aber aufgrund eines solchen Märchens unser Leben reglementieren zu wollen, ist ein anderes. Schlimm genug, dass es immer noch Menschen gibt, die meinen, die Evolution sei eine Hypothese. Den Holocaust darf man nicht leugnen. Aber wie lange muss man es noch dulden, dass gewisse Leute die Evolution, ein wissenschaftliches Faktum, leugnen dürfen? Da für diese Glaubensfanatiker selbst Fossilien keine Argumente sind, wäre es eben interessant zu erfahren, welcher Politiker dieses Jahr den Mut hat, sich im Wahlprospekt als Atheist zu outen.

ILLUSTRATION: GABI KOPP

> «Nichtreligiöse sind klar weniger rassistisch, weniger sexistisch, weniger homophob, weniger xenophob.»

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.

pH-Wert

Pia Horlacher

Also, das hasse ich doch wie die Pest: Wenn Leute, die einem Vorschriften machen, so tun, als seien ihre Befehle Ausdruck unseres freien Willens. Zum Beispiel in Immobilieninseraten mit der Wendung «es wollen sich nur sehr kapitalkräftige Interessenten melden». Was heisst denn da, Gopfridstutz, *wollen?!* Auf meiner lebenslangen, bescheidenen Suche nach meinem Traum-Hüttchen mit Traum-Seeanstoss und Traum-Holzsteg über sanft plätscherndem Wasser habe ich stets gewusst, worauf ich mich gar nicht erst zu melden brauchte und worauf ich mich realistischerweise hätte melden können (Sumpf-Terrain in Taschentuch-Grösse; Wohnwagen zur Zweier-Benutzung; Bretterverschlag mit Feldbett). Aber auch, worauf ich mich liebend gern hätte melden wollen, wenn man es mir nur erlaubt hätte (Herrschaftshaus, Jugendstilvilla, Jagdschlösschen an schönster Seelage, parkähnlicher Umschwung, Bootshaus, Bade-Pavillon). Auf all die Inserate also, die sagen: «Es wollen sich nur sehr kapitalkräftige Interessenten melden.» Und damit meinen: «Es dürfen sich nur . . .»

Liebe Inserenten, Sie wollen das in Zukunft doch bitte deutlich und unverblümt sagen! Und wenn Sie sich zu sehr genieren müssen, so wissen wir Abhilfe. Verscherbeln Sie die Latifundien, die Sie zu solch ungewollter Schamhaftigkeit zwingen, doch einfach an uns. Wir würden wollen, wenn wir nur dürften. Aber Achtung: Es wollen sich nur Inserenten mit direktem Seeanstoss melden. Die andern dürfen abtreten!

Nachrufe

Rosen aus Regensberg

Lotte Günthart-Maag, die als Malerin von Rosen berühmt wurde, ist 92-jährig gestorben

Tulpen mögen aus Amsterdam kommen, im letzten Jahrhundert stammten die schönsten Rosen aus dem zürcherischen Regensberg. Fast noch schöner als Natur – sie wuchsen aus der Hand einer Frau, die sich als moderne Künstlerin verstand.

«Nur nie eine Blumenmalerin werden», habe sie sich als Kunststudentin in Paris geschworen; da war sie umringt von Kubisten und Surrealisten.

Im Kriegsjahr 1914 geboren, wuchs Lotte Maag im ländlichen Dielsdorf bei Zürich auf, wo ihr Vater eine Fabrik für Pflanzenschutzmittel aufbaute: Dr. Rudolf Maag, eine imposante Gründerfigur. Mama nahm Klein Lotte nach drei Jahren kurzerhand aus der Schule – wo man offenbar zu wenig nach Höherem strebte – und unterrichtete sie fortan selber. Die Freizeit verlebte das Einzelkind in Vaters Pflanzengarten, wo ihm die Augen aufgingen ob der Schönheit der Natur.

Wie die Blumen, die sie mit Wasserfarben aufs feuchte Löschblatt tupfte, war die junge Frau selber eine exklusive Schönheit geworden – mit blondem Haar und katzengrünen Augen –, und auch sie hatte Dornen. Sie würde Kunst studieren an Akademien im Ausland, mochten auch die Eltern sie in der ländlichen Umzäunung festhalten wollen.

Sie brach aus. Nach London zuerst. Wo sie ein Jahr an einer Kunstakademie studierte. Nach Paris. Wo der Kubist Fernand Léger ihr Lehrer wurde, der ihr bestätigte, was für ein Talent sie sei – und entgegen verbreiteter Künstlersitte erst noch bienenfleissig. Schliesslich, kaum erwachsen, kam das Dornröschen nach Berlin, wo es die Abende bei Jazz und billiger Linsensuppe verbrachte. Und sich in einen Hans verliebte, der auch einmal zu Hause vorgezeigt wurde. Als Lotte einmal von Dielsdorf wieder abreisen wollte, um ihr künftiges Leben mit diesem Mann in Berlin zu verbringen, fand sie allerdings ihren Pass nicht. Mutter hatte die Liebesbriefe gelesen und den Pass beim Anwalt deponiert.

Das Zweitweltkriegsgewitter näherte sich, und Lotte kehrte endgültig nach Hause zurück. Man brauchte sie in der Fabrik, die man nur mit Mühe durch die krisengeschüttelten dreissiger Jahre geschleppt hatte. Hier kannst du zeichnen: Mehltau, Schorf und Mottenfrass, all die Pflanzenkrankheiten! Die Gemälde der Fabrikantentochter, die lieber porträtiert hätte, erschienen nun auf Pflanzenschutzprospekten, die durchs ganze Land flatterten. Etwas spannender war es, Aufträge für die Landesausstellung auszuführen. Sie bemalte aus Gips geformte übergrosse Trauben, die von Larven des Traubenwicklers befallen waren, und gestaltete einen Fries, der von der «Anbauschlacht» kündete.

Bei dieser Arbeit lernte sie den Grafiker Willi Günthart kennen, der bald als Schwiegersohn ins Familienunternehmen eintrat und mit ihr nach Regensberg zog. Lotte aber verfolgte weiter ihren heimlichen Plan, sich einen Namen zu schaffen als Künstlerin.

1953 bittet ein Verleger sie, einen Kalender mit Rosenbildern zu machen. Sie streicht den biegsamen Marderpinsel aufs Büttenpapier, sorgfältig wie eine wissenschaftliche Zeichnerin. Besonders liebevoll scheint sie die Dornen gesetzt zu haben. 50 Stunden verwendet sie an eine Rose, ein Wochenwerk. Der Kalender hat einen solchen Erfolg, dass nun die Firma Maag ihre hauseigene Künstlerin verpflichtet, jährlich einen solchen zu kreieren. Es gab Bewunderer, die behaupteten, sie habe den Duft mitgemalt.

Ihr Erfolg wurde zum neuen Korsett, sie spürte es schnell: «Es war mir klar, dass meine freien impressionistischen Aquarelle nie denselben Anklang finden würden bei der breiten Masse wie die Rosenbilder», schrieb sie in ihren Erinnerungen. Sie schuf ein Buch – 40 Rosen in natürlicher Grösse, einen halben Meter hoch –, das sie «Vom Ruhm der Rose» nannte. Die Mermaid, Black Boy, Montezuma, Tzigane, Belle Blonde – alle hat sie porträtiert. Das Werk wurde auch kommerziell ein Grosserfolg. Nun war Lotte Günthart geworden, was sie nicht hatte werden wollen, Blumenmalerin. Nun sei alles «rosiger» geworden, sollte sie süssbitter schreiben.

Eine amerikanische Frauenzeitschrift publizierte ihre Bilder in Millionenauflage. Sie konnte ausstellen in Mailand, London, Pittsburgh. Eine rubinrote Rose mit 100 Blütenblättern wurde nach ihr benannt. Sie nahm an internationalen Kongressen der Rosenliebhaber teil.

Im mittelalterlichen Regensberg hatte sie sich ihr Idyll eingerichtet in einem Patrizierhaus namens Engelfrid, mit eigenem Garten. Als Spekulanten ringsum profan-kubistische Wohnblöcke hochziehen wollten, setzte sie sich mit ihrem Mann fürs Ortsbild zur Wehr. «Künstlerpack» wurden sie beschimpft. Einmal drang ein Schuss aus einem Winchester-Jagdgewehr ins Wohnzimmer, ein andermal lag vor der Haustür ein Kranz mit der Aufschrift «Aktion tote Rose».

Sie liess sich nicht beirren. Bis ihr Augenlicht allmählich erlosch. «Das Schlimmste, was ich mir je vorstellen konnte.» Nun konnte sie ihre Rosen nur noch riechen. *Willi Wottreng*

Lotte Günthart mit Repros ihrer Arbeiten; rechts ihre «Circus». (privat)

Franz Lamprecht, gestorben im Alter von 86 Jahren, einst Leiter des Buchverlags Ex Libris. Er war vom Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler 1953 zum Geschäftsleiter des Buch- und Grammoclubs berufen worden und schuf ein populäres Kulturprogramm für den kleinen Mann und die bildungsinteressierte Frau. «Gute Bücher sollten wie Lebensmittel verkauft werden», lautete die Idee. Klassiker von Remarque bis Grass standen im Programm, aber auch illustrierte Werke wie «Das grosse Burgenbuch der Schweiz». Besonderes Aufsehen erzielten zwei Titel, die vom letzten Weltkrieg handelten: «Das Boot ist voll» von Alfred A. Häsler und «Schweiz im Krieg» von Werner Rings.

Martin H. Burckhart, 85, Architekt. Er war eine stadtbekannte Erscheinung in Basel, bekannt nicht nur durch seine Bauten für die Chemiefirmen Geigy und Sandoz, sondern auch als Kunstmäzen und Politiker. Für die Liberale Partei sass er im Grossrat und dann im Nationalrat. Landesweit Aufsehen erregte er, als er mit 20 Mitstreitern einen Strafantrag einreichte gegen Jean Ziegler, der in einem Buch die Schweizer Banken beschuldigt hatte, wissentlich von den Nazis «Totengold» entgegengenommen zu haben. Die Rechtskommission des Nationalrates trat nicht auf die Sache ein.

Giancarlo Menotti, 95, Opernkomponist. Geboren in Cadegliano am Luganersee und tätig in den USA, war er einst einer der meistgespielten Opernkomponisten, der als «Nachfolger Puccinis» gefeiert wurde. Als Hauptwerk gilt das Stück «The Consul» (1950). Dann sank sein Stern.

Adelaide Tambo, 77, Heroin des südafrikanischen Befreiungskampfes. Von Beruf Amme, hatte sie als Mittelschülerin in den Reihen des African National Congress zu kämpfen begonnen, wo sie ihren späteren Mann Oliver kennenlernte, der die Führung des ANC übernehmen sollte. «Mama Tambo» war eine eindrückliche Figur, mit lauter Stimme und physischer Präsenz. Als die Schaffung von Redekursen für Frauen des ANC zur Debatte stand, wischte sie den Vorschlag weg: «Afrikanische Frauen haben genug Erfahrung mit der Unterdrückung, so dass sie sich ohne Schwierigkeit ausdrücken können.» *(wot.)*